

Ein Feldzugsdenkmal in Windhuk.



Das Festmal des Marine-Expeditionskorps zu Windhof.

Im Januar dieses Jahres waren drei Jahre verflossen, seitdem als erste europäische Hülfsarmee das Marine-Expositionskorps unter Major v. Glanewald nach Deutsch-Südwestafrika entsandt wurde, um das durch den Herero-Aufstand schwer gefährdete Leben und Eigenthum der deutschen Ansiedler zu schützen.

7 Offiziere und 84 Mann fanden hierbei den Tod auf afrikanischer Erde. Diesen Helden soll nun in Windhuk ein Denkmal errichtet werden. Den zur Ausführung bestimmten Denkmalsentwurf des Bildhauers Albert Moritz Wolff sind wir in der Lage unseren Lesern vor Augen zu führen.

LOKALES

Wien, 3. April 1907.

Wissen ist Macht.

Wir werden um Aufnahme folgender Aufschrift gebeten: Mit dem Schluß des Wintersemesters treten wieder eine große Anzahl junger Menschenkinder, Knaben und Mädchen, aus einfachen und aus höheren Schulen hinaus in den Kampf der Welt, um sich in dieser einen Posten zu erringen, auf welchem sie den erstürmenden Wogen der Lebensbrandung zu widerstehen ver-

mögen. Und keinem dieser jungen Menschenlein, von welchen die meisten, Gott sei Dank, noch keine Ahnung haben, das Leben „kämpfen“ heißt, bleibt, ob arm oder wohlhabend, dieser Kampf erspart. Der Geringe kämpft um sein tägliches Brod, gegen Sorge, Noth und Entbehrung; der Reiche, wenn auch mehr geschieht, kommt bei seinen weitergehenden Plänen, bei den größeren Interessen, die er verfolgt, dennoch keineswegs ohne ernstes Ringen zu seinem höher gesteckten Ziele, und meistens ist dieser Kampf erbitterter und heftiger, wenn auch weniger offensichtlich, als der erstere. Aber scharfe Waffen gehören in beiden Fällen dazu, wenn man mit bei den Siegern bleiben will, und die besten dieser Streitmittel sind ein für das praktische Leben geschärfter Verstand und ein an rasches Denken, Ueberlegen und Rechnen gewöhnter Geist, der darauf geschult und geübt ist, die Lebens-

loges sofort und richtig zu überblicken, alles Nötige sogleich zutreffend zu erfassen und darnach zu handeln. Darum zur Praxis; die Augen gröffnet und Umschau gehalten in der Welt mit ihrem nie rastenden Getriebe und ihrem fortlaufenden Räderwerk, welches den Träumer oder den Gleichgültigen erfasst und zermalmt. Vorwärts und gerüstet mit allem, was Not tut und was allen Not tut: mit praktischem Können". Wie mancher junge Mann kann nicht einen einfachen Brief entsprechend aussehen, wenn er ihn zur Bewerbung um eine Stellung oder zu seiner eigenen Erhaltung dringend bedürftig. Gibt es doch sogar viele, welche noch nicht einen Briefumschlag, wie er der Post und auch seinen Interessen am besten dient, richtig oder zweckdienlich zu schreiben vermag. Es will eben alles, auch das Geringfügige unter richtiger Anleitung gelernt sein und auch zum Kleinsten ist eine gewisse Übung notwendig. Viele stehen deshalb oft den einfachsten Dingen, welche das praktische Leben im Verkehr mit der Post, der Bahn und den Behörden, den Zoll-, Steuer-, Bank- und sonstigen Verhältnissen von ihnen verlangt, völlig unerfahren und ratlos gegenüber. Wie vielen Geschäftsleuten oder Handwerksmeistern ist der Begriff einer geordneten Buchführung, die für sie zur eigenen Orientierung und zum besten ihres Fortkommens so dringend nötig wäre, etwas gänglich Unbekanntes, so daß denselben, durch den Mangel der erforderlichen Uebersicht, die eigenen Verhältnisse oft verschleierte sind und sie sich sowohl über ihr wirkliches Vermögen oder ihr richtiges Verdienst teilweise, oft aber auch gänglich, im Unklaren befinden. „Wissen ist Macht“ und „Weisheit kann man hier noch hinzufügen. Mit kleiner Ausgabe und geringer Mühe kann man sich in einer wirklich kaufmännisch geführten Handelsschule, deren Leiter mit den Erfordernissen der Praxis auch vollständig vertraut ist, dieses Wissen erwerben, welches zum Vorwärtkommen so dringend nötig ist. Die Wiesbadener Privat-Handelsschule: „Institut Wein“, Rheinstraße 103, eröffnet unter der persönlichen Führung ihres erprobten Inhabers, welcher über eine dreißigjährige, reiche Erfahrung aus großen kaufmännischen Betrieben, staatlichen und privaten Verwaltungen verfügt, am 1. April ihr Sommersemester, in welchem alle kaufmännischen Wissenschaften einschließlich Maschinenschreiben, Stenographie, französischer und englischer Korrespondenz etc., gelehrt werden. Auch können außer den Gesamtkursen einzelne Fächer: einfache, doppelte, amerikanische, sowie Privat- oder Hotelbuchführung mit Abschüssen und Bilanzen, allgemeines oder höheres kaufm. Rechnen, deutscher und fremdsprachlicher Briefstil, Wechsel- und Checkkunde, Schönschneiderschreiben, Kalligraphie und alle sonst erforderlichen praktischen Kontorwissenschaften begonnen werden. Ebenso sind die Unterrichtsstunden: vormittags, nachmittags oder abends, wählbar. Für ältere Damen oder Herren, welche Einzelunterricht wünschen, sind besondere Räume vorhanden. Schülern und Schülerinnen, welche zu den Gesamtkursen am 3. April noch nicht eintreten können, wird das bereits Durchgenommene besonders wiederholt. Nach Schluß des Unterrichts erhalten die Schüler Zeugnisse über ihre Leistungen und ist ihnen das Institut zur Erlangung von Stellen kostenlos befähigt. Prospekt stehen auf Wunsch gern zu Diensten und wird jede weitere Auskunft in der Schule: Rheinstraße 103 L. erteilt.

* Die Lehrlingsfrage. Ein ministerielles Rundschreiben, das gerade jetzt in der Zeit der Geßellen-Prüfungen von Bedeutung ist, bezeichnet es als wünschenswert, daß die Innungen sich dahin einig werden vor der Aussprechung eines Lehrlings dessen Fortbildungsfähigkeit einzufordern und ungenügende Leistungen wie tadelfähig betrachten durch Nachlernen zu bestrafen.

4 Marcell Salzer's „Lustiger Abend“. Wie wir hören, wird Marcell Salzer, der berühmte Vortragskünstler, der von den außerordentlichen Erfolgen seiner „Lustigen Abende“ her auch bei uns noch in frischer und bester Erinnerung steht, am 11. April im Kasinoaal seine zahlreichen Freunde zu einem Vortragabend einladen. Wir freuen uns darauf.

* **Kaiserpanorama.** Die geradezu wunderbar plastischen Darbietungen dieses Kunst-Instituts kennzeichnen sich so recht wieder in den beiden Serien für diese Woche; wir sehen das

Berliner Börse, 2. April 1907.

[illegible]



Nr. 78.

Donnerstag, den 4. April 1907.

22. Jahrgang.

In Fesseln.

Roman von Clarissa Lohde.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die Stille nach dem Kampf ist eingetreten, eine Stille, die auch für den Ueberlebenden der Stille des Todes gleichkommt.

Schifa kniet lange in stummem Gebet neben der Leiche der Freundin. Ihre Seele ringt nach Frieden und Ergebung. Der Tod derjenigen, die lange für sie der Inbegriff alles Schönen, alles Strahlenden auf Erden gewesen, deren Schwächen ihr so bittere Schmerzen bereitet, dünkt ihr ein Abschluß ihres Lebens, ihrer Jugend und ihrem Wagemut, ihrem Träumen, Wünschen und Hoffen. Sie hat einen Einblick in die Kämpfe und Irrungen der Leidenschaft, in den Widerstreit des Guten und Bösen in der Menschenbrust gewonnen, der ihr bisher noch verborgen gewesen.

Jetzt weiß sie, daß dieser Widerstreit besteht, daß er schwerer ist, als selbst die glühendste Phantasie es sich auszumalen vermag, und durch diese Erkenntnis lernt sie milde über die Schuld anderer urteilen. Und hat sie auch selber durch diese Schuld gelitten, so fühlt sie doch, daß ihr mit dem Leid eine innere Kraft gekommen ist, die ihr nie geraubt werden kann. Und demütigter neigt sie das Haupt und inniger betet sie für die Seele der Entschlafenen. Gott möge ihr ein gnädiger Richter sein!

Lobach ermahnt sie, aufzustehen. Er geleitet sie sorglich in den Salon.

„Wie soll, wie kann ich Ihnen das danken für das, was Sie mir, was Sie der Verstorbenen in der letzten traurigen Zeit gewesen!“

Er hat ihre Hände gefaßt und preßte sie voll tiefer Rührung.

Schifa schüttelte wie abwehrend den Kopf.

„Bleiben Sie mein Freund,“ bittet sie, und fügt dann leise hinzu: „Lassen Sie mit diesem Tode alle Schuld gesühnt sein, die Ihre Tage so schmerzlich verbittert hat.“

„Sie ist es bereits,“ nickte er ihr ernst zu.

25. Kapitel.

Die Kunde von Frau von Lobachs Hinscheiden gelangte durch die Zeitungen auch zu Holteneß in das stille, palmenumrauschte Nordighera, wo er mit Stenglin Wohnung genommen.

Er saß eben mit dem Freunde auf der prachtvollen Terrasse des Hotels beim Morgenkaffee, als ihm das unselige Zeitungsblatt mit der Trauernauchricht in die Hand fiel. — Die Wirkung war eine völlig erschütternde. Totenbleich sank er in seinen Stuhl zurück, so daß Stenglin ganz erschrocken aufsprang.

„Um Himmelswillen, was hast Du?“ — Als er dann aber gelassen, nickte er ernst. „Die Nemesis,“ sagte er leise.

„Die mich hätte ereilen sollen, nicht sie,“ stieß Holteneß schmerzlich hervor. „Wäre ich ihr nicht in den Weg getreten, sie liebte, eine Glückliche, noch heute.“

„Erlaube, daß ich das bezweifle,“ widersprach Stenglin. „Sie gehörte meines Erachtens zu den Frauen, die niemals befriedigt sind, ob sie auch das glücklichste Los ihr eigen nennen, das einem Menschen auf Erden beschieden sein kann. Und die

Bahl dieser Frauen nimmt, Gott sei's gefügt, von Jahr zu Jahr zu. Sie strecken die Hand immer nach dem aus, was sie nicht besitzen dürfen, und im ewigen Verlangen nach dem Wunderbaren, das niemals kommt, verlieren sie die Kraft zur Selbstsucht, ohne die der Mensch nun einmal nicht heil durchs Leben kommt. Auch Frau von Lobach ist an der Unerfättlichkeit ihrer Wünsche zugrunde gegangen, nicht an Dir!“

„Und wenn es so wäre, — Leo — meine Schuld löschst das nicht aus.“

„Das behaupte ich auch keineswegs,“ grollte Stenglin. „Aber da es in der Unmöglichkeit liegt, Geschehenes ungeschehen zu machen, bleib Dir doch nichts anderes übrig, als Deine Schuld wie ein Mann zu tragen.“

„Das heißt —?“

„Auch an Dir Selbstsucht üben und Deine Pflicht als Mensch zu tun.“

„Als Mensch? — Wem kann ich nützen? Wer würde mich vermissen, wenn ich nicht mehr wäre?“

„Das fragst Du noch?“ zürnte der Freund. „Würde ich mich so viel um Dich bemühen, wenn Du mir nicht etwas — ja, viel wärest? Und was Du nützen kannst? — Freilich, die Welt kann auch ohne Dich bestehen, denn kein Mensch ist unerseßlich. Aber ebenso wahr ist es, daß kein menschliches Wirken, und sei es auch im kleinsten Kreise, verloren geht. Du hast Deine Wissenschaft, die Du Dir aus freier Wahl erkoren. Ist sie Dir so gar nicht wert, daß Du Dich schon wieder von ihr fortstellen willst, ohne etwas Ordentliches in ihr geleistet zu haben? — Betrachte es als Deinen Lebenszweck, sie weiter zu fördern nach besten Kräften, dann lebst Du nicht umsonst.“

Holteneß antwortete nicht. — Stenglins Blick ruhte mit Sorge auf dem Freunde. — Wie schmal war er geworden, wie durchsichtig hob sich das blasse Profil von der wunderbaren Klarheit des südlichen Aethers ab. — Dunkle Schatten lagen unter seinen einst so hell strahlenden, jetzt so matt in die Welt blickenden Augen, und selbst die wundervolle Lust dieser herrlichen Stätte hatte ihm die alte Kraft nicht zurückzugeben vermocht.

Vor ihnen breitete sich der blaue Spiegel des Meeres; still und glänzend lag es im Sonnenschein da. Am Horizont kündeten steigende Rauchsäulen vorüberziehende Dampfer an, weiße Segel blinkten auf der schimmernden Flut, ein Paradies war es, über das das Auge hier schweifte, und doch — wem der Frieden der Seele fehlt, dem strahlt alle Herrlichkeit der Welt verblich.

„Raffe Dich auf, Max, komm,“ mahnte der Freund, „nur keine unnützen Träumereien.“

Holteneß erhob sich müde, ein trauriges Lächeln spielte um seine Lippen.

„Du hast recht, ich muß mich wieder in die Arbeit zu vertiefen suchen — aber nur nicht denken — nur nicht denken.“

Stenglin sah tiefbekümmert aus. Es begann fast die Hoffnung auf Holtenecks vollkommene Genesung zu verlieren. Wenn auch der Körper sich erholte, das Gemüt schien unheilbar erkrankt, und er wußte kein Mittel dagegen.

Ja, wenn er ihn wirklich auf die geplante Reise nach Afrika hätte mitnehmen können, aber der Arzt erklärte auch diese Hoffnung für ziemlich aussichtslos. Fürs erste wenigstens dürfe an derartige Anstrengungen für den kaum erst Genesenen nicht gedacht werden.

„Siehst Du?“ bemerkte Holteneck dazu, als beide Freunde wieder allein waren, „zu nichts bin ich mehr nütze, ein Wrack, das flott zu machen alle angewandte Mühe vergeblich ist. Du hast Deine große Reise meinetwegen schon zu lange verschoben, jetzt verträgt es sich nicht mehr mit meinem Gewissen, Dich noch länger zurückzuhalten. Mache Dich allein auf den Weg.“

„Daß ich das tun und Dich hier allein zurücklassen werde, glaubst Du doch selbst nicht, Max.“ schüttelte Stenglin energisch den Kopf. „Habe ich Dich deshalb so weit wieder aufgebracht, um Dich jetzt Deinem Schicksal zu überlassen? — Nein, erst muß ich Dich wenigstens in sicheren Verhältnissen wissen, ehe ich reise, und das wird vorläufig noch lange nicht der Fall sein. Ich muß Dich daher bitten, meine Nähe noch einige Zeit Dir gefallen zu lassen.“

Holteneck reichte dem Freunde mit rascher Bewegung die Hand hin.

„Ein Undankbarer bin ich, ich weiß es — Deiner Fürsorge gar nicht wert.“

„Nun, so mache Dich ihrer wert, indem Du Dich ein wenig mehr mit dem Willen zum Leben erfüllst, denn das ist's, was Dir fehlt.“

Der Wille zum Leben! Ja, Stenglin hatte recht, Holteneck hatte diesen Willen vollständig verloren. — So schal, so nichtig erschien es ihm, allen Glanzes beraubt. In der langen Krankheit hatte er Mühe genug gehabt, über sein vergangenes Leben nachzudenken. — Wie im Traum war er durch dasselbe gegangen, und selbst seine Reisen, — was waren sie gewesen, als neue Erregung für sein heißes, nach Abwechslung dürstendes Blut, — wie gering die wissenschaftliche Ausbeute für den Aufwand an Kraft, Geld und Zeit? — Das große Ziel, das er beim Antritt der Reise ins Auge gefaßt, hatte er jedenfalls nicht erreicht. — Und selbst wenn es ihm gelänge, eine Professur zu erhalten, wie Stenglin es ihm in Aussicht stellte, würde er da nicht auch zur Mittelmäßigkeit verdammt sein, da seine erschütterte Gesundheit ihm eine anstrengende Arbeit, wie sie zu größeren Erfolgen in der Wissenschaft notwendig ist, wahrscheinlich nicht mehr gestatten würde. — Welchen einen Zweck also hatte sein Leben noch? — Eigenes Glück? — Wie dürfte er nach dem, was er an Schuld auf sich gehäuft, noch daran denken? Wohl tauchte manchmal wie ein lichter Strahl Schilas Gestalt vor seiner Seele auf. Ja, hätte er dieses edle, reine Herz sich gewinnen, an ihrer Seite das Leben wieder lieben lernen dürfen! Aber zwischen ihm und ihr stand der Schatten des geopfertem Weibes. — Irma war ihre Freundin gewesen, er wußte durch Stenglin, daß sie ihr treu bis zum Tode zur Seite gestanden — trotz allem! — Der Freundin hatte sie vergeben, umso mehr mußte er für sie der Verurteilte bleiben, der Schuld an ihrem Schicksal und dem der vom Tode dahingerafften Freundin trug! Auch hier stand er vor der Hoffnungslosigkeit.

Zur großen Erleichterung Stenglins wurden beide Freunde durch die Ankunft Frischhofs und Lona's, des neuvermählten Paares, überrascht. Lona hatte ihrem Versprechen gemäß gleich nach der Absolvierung ihres Examens Frischhofs die Hand gereicht. Der junge Kunstgelehrte hatte seinerseits auch die Zeit der Trennung von der Geliebten nicht ungenützt vorübergehen lassen, sondern seine große wissenschaftliche Arbeit zur Vollendung gebracht.

Das junge Paar hatte in München Wohnung genommen, da Frischholz dort an der Universität sich zu habilitieren gedachte. Eben auf der Rückkehr von der Hochzeitsreise begriffen, die sie bis Griechenland ausgedehnt hatten, waren sie über Neapel nach Vordighera gegangen, um dort den zu seiner völligen Genesung weilenden Vetter zu besuchen.

Stenglin benutzte das erste Alleinsein mit der jungen Frau, um ihr sein Herz auszusprechen. „Ich weiß nicht mehr, was ich anfangen soll, um diesen Bann der Vethargie, der sich auf den armen Bubben gelegt hat, zu brechen. Die Nachricht von dem Tode der Frau von Lobach hat noch das Letzte getan, um den geringen Aufschwung, den seine Seele hier genommen, wieder fortzuweisen. Helfen Sie, raten Sie!“

Lona blickte nachdenklich vor sich hin, aber sie fühlte sich selbst so glücklich, daß es ihr schwer fiel, an das Unglück anderer zu glauben, wenigstens an ein Unglück, dem nicht abzuhelfen sein sollte. „Mein Vorschlag ist,“ erklärte sie nach kurzer Ueberlegung, „wir nehmen unseren armen Patienten, der sich-

lich noch immer an den Folgen seiner schweren Krankheit leidet, mit über die Alpen in die Heimat zurück. So wundervoll es hier ist, und bei allem Zauber der Natur muß dieses arbeitslose Leben für die Dauer doch jeden erschaffen.“

„Ja, wenn das ginge,“ rief Stenglin.

„Und warum sollte es nicht gehen?“

„Weil,“ fuhr es Stenglin nun heraus, „Holteneck, so bald er den deutschen Boden betritt, die Pflicht fühlen wird, sich dem beleidigten Ehemanne zu stellen. Und das ist es, was mich ganz verdrückt macht! — Um diesem Duell aus dem Wege zu gehen und nicht in die Lage zu kommen, den Gatten Frau von Lobach niederzuschießen, hat er den Sprung in den Abgrund getan, und nun er durch Gottes Beistand gerettet ist, stehen wir wieder vor demselben Dilemma!“

Lona hatte hoch aufgehört. Wenn sie auch Derartiges wohl geahnt hatte, erhielt sie jetzt doch die volle Bestätigung davon.

„Sollte jetzt noch —“, meinte sie, nachdem Frau von Lobach gestorben, eine Notwendigkeit zu diesem Duell vorliegen?“

„Wenn Lobach nicht direkt von seiner Forderung zurücktritt — nach den europäischen Ehrbegriffen — ja!“

„Und Max? Haben Sie schon mit ihm über diese Angelegenheit gesprochen?“

„Noch nicht; er vermeidet es, den Namen Lobach auszusprechen, aber ich bin überzeugt, daß ihn dieser Gedanke doch beschäftigt, besonders seit er weiß, daß aus der Reise nach Afrika nichts werden kann. Das Leben hat überdies so gar keinen Wert mehr für ihn, er wird sich ohne Gegenwehr niederschlagen lassen, das fürchte ich.“

„Das muß verhindert werden, auf jeden Fall,“ rief Lona lebhaft.

„Ja — aber wie — wie wollten Sie?“

„Wie? — Da weiß ich noch nicht, aber ich habe Vertrauen zu meinem guten Stern. Deshalb bleibe ich bei meinem Rat: Brechen Sie Ihre Feste hier ab und kommen Sie mit uns nach München.“

„Oder Schwanten,“ fiel Stenglin ein, „denn nach den letzten Briefen des alten Barons scheint er sehnlich die Rückkehr des Sohnes zu erwarten, obwohl er aus Rücksicht auf dessen Gesundheit nicht direkt darum bitten mag.“

„Ja, ja, auch die Eltern schreiben mir, daß es dem Dadel nicht zum Besten geht. Um so mehr ist Max dem Vater einen Besuch schuldig und deshalb wird er sicher auf unseren Vorschlag eingehen.“

(Fortsetzung folgt.)



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Denkspruch.

Wer andere Menschen kennt, ist verständig, wer sich selber kennt, aufgeklärt.
Wer andere überwindet, ist stark, wer sich selbst überwindet, mächtig.
Wer aber sterbend erkennt, daß er nicht zugrunde geht, der ist ewig.

Lao-Ce.



Fräulein Gusti.

Von H. Billinger.

(Nachdruck verboten.)

Sie stand an ihrem Tisch in dem niedrigen Schulstimmer und sah ihre wenig versprechenden Zöglinge nacheinander eintreten — Buben und Mädchen, und jedes trug ein Scheit Holz in der Hand und legte es neben dem Ofen nieder; es war so Sitte zur Winterszeit.

Zwischen der jungen Lehrerin mit dem feinen, ernstesten Gesicht und der schmutzigen, berben Dorfjugend schien das richtige Verhältnis noch nicht zu bestehen, wenigstens drückten die Blicke, womit die Kinder Fräulein Gusti streiften, Scheu und Unbehagen aus, während sie selbst mit einer gewissen Hoffnungslosigkeit ihre Schar überschaute. Die Derbheit der Kinder, ihr rohes Gebaren erfüllte sie mit Schrecken; denn von Natur mild und freundlich, sah sie sich außerstande, die wilde Schar zu bändigen; und trat der Vorsteher, der „Herr Direktor“, wie er genannt wurde, ins Schulzimmer, so fand er gewöhnlich eine verzweifelte Lehrerin inmitten tobender Kinder. Mit einem kräftigen Schlag auf den Tisch stellte der leicht zum Aufbrausen geneigte Mann alsbald die Ordnung her. Er erklärte dem Fräulein, daß, solange sie es nicht verstünde, dreinzuhauen, sie es auch nicht erreiche, Meister zu werden.

Die junge Lehrerin litt unter der Rücksichtslosigkeit ihres Vorgesetzten mehr noch, als unter der Grausamkeit ihrer Zöglinge. Sie erbehte, wenn sie seinen schweren Tritt auf dem Gange vernahm, und brachte es nur mit Anstrengung all ihrer Kräfte dahin, ihre äußere Ruhe zu bewahren. Sie hatte mit einem Herzen voll Liebe und idealem Eifer ihre Lehrerinnen-Laufbahn angetreten und konnte sich zu körperlichen Züchtigungen nicht entschließen; da sie weder durch Worte noch durch Strafen den geringsten Erfolg erzielte, entschloß sie sich endlich, ihre Zöglinge bei dem Direktor anzugeben. Zuweilen nun geschah's, daß sie sich durch einen bittenden Blick oder durch das heftige Schluchzen eines kleinen Missetäters veranlaßt fühlte, dessen Schuld zu verschweigen. Die Folge davon war, daß sie vom Direktor ihrer Parteilichkeit wegen streng getadelt wurde. „Nebenher“, schrie er das verzagte Mädchen an, „Sie müssen von Ihren hohen Ideen herunter und Güte und Liebe an den Nagel hängen! Ich bin ein Mann, der seit zwanzig Jahren unter Bauern lebt und also aus Erfahrung spricht. Schauen Sie zum Fenster hinaus, Fräulein: der Hirt, der täglich seine Kühe den Hohlweg hinauf zur Weide treibt, gibt Ihnen das beste Beispiel. Alle Tage braucht er dieselbe Ausdauer, um das störrische Vieh vom Plage zu bringen, und ohne tüchtiges Drauf- und Dreinschlagen käme er nie über den Hohlweg hinaus. Die Kinder sind keine Blumen, liebes Fräulein; die Kinder sind wie das liebe Vieh, und solange Sie's nicht machen, wie ich, haben Sie Aussicht, an der Gelbsucht zu sterben. Schade, daß Sie nicht schnupfen, — es beruhigt sehr.“

Fräulein Gusti hatte seit dieser Rede oft zum Schulfenster hinaus dem Hirten zugehört, und allmählich wurde sie etwas strenger. Sie hatte auch ihren Hauptfeind entdeckt, der, welcher sie anlagte, so oft sie ein sanfter geartetes Kind mit Schonung behandelte. Der Bursche hieß Toni; er saß oben in der Klasse und schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, der Lehrerin in allen Dingen aufs Genauste entgegen zu handeln. Sie sah sich gezwungen, ihn seiner Störrigkeit wegen fast täglich anzugehen, und er hielt seine Strafe aus, ohne eine Besserung für nötig zu finden. In den Singstunden, wenn sich die Kinder um die Lehrerin scharten, stand der Toni trozig abseits, und weder Drohungen noch Strafen hatten ihn je zu bewegen vermocht, den Mund zu öffnen. Und doch wußte

Fräulein Gusti, daß er eine schöne Singstimme besaß und weitaus das beste Gehör unter all ihren Schülern; sie hatte ihn einmal belauscht, als er in einem Birnbaum saß und aus Leibeskräften all die Lieder herabsang, die sie den Kindern gelehrt. Aber zu erzwingen war nichts bei dem Buben; er war, wie sich der Direktor ausdrückte, hart geschlagen, und selbst die derbste Züchtigung ließ ihn kalt.

Des ewigen Aufklagens müde, erklärte Fräulein Gusti eines Tages: „Von morgen ab teile ich selbst die Lagen aus!“ Kritisch und erwartungsvoll waren beim Beginn der Klasse die Blicke der Kinder auf sie gerichtet, als wollten sie sagen: nun zeige einmal, was du kannst! Das Holz prasselte im Ofen, die Winter-sonne schaute zum Fenster herein und verklärte die anmutige Gestalt der Lehrerin, zu welcher die Kinder vielleicht gerade deshalb kein Herz fassen konnten, weil sie so ganz aus dem Rahmen des Gewohnten heraustat. Die Leseunde hatte begonnen, als sich die Tür nochmals öffnete und ein kleines Mädchen über die Schwelle trat; es war die Nore, welche über eine halbe Stunde Weges zur Schule hatte und gewöhnlich etwas spät kam. Das Kind blieb in tiefer Verlegenheit unter der Tür stehen; es warf scheue Blicke nach dem Ofen hin, wo die Scheite Holz aufgehäuft lagen, und brach alsbald in ein dumpfes, ersticktes Schluchzen aus. Die ganze Schule wußte sofort, was dies zu bedeuten hatte, — die Nore kam ohne ihr Scheitchen Holz. Es war dies ein Verbrechen, das von dem Direktor auf das Strengste bestraft wurde, und halblaute Ausrufe der Entrüstung, des Verwunders und Bedauerns gingen von Mund zu Mund. Das Bischen und Kopfszusammensteden raubte dem Kinde vollends die Fassung, so daß es, unfähig, den Weg nach seinem Plage zu finden, recht wie ein armes Sinderlein mitten in der Stube stehen blieb. Fräulein Gusti wollte eben die Kleine mit einem beruhigenden Worte bei der Hand fassen, als sie die fest auf sie gerichteten Blicke sämtlicher Kinder stutzig machten; sie schienen sie an das Wort zu mahnen, das sie tags zuvor den Kindern gegeben hatte, und sie fühlte, daß sie es halten müsse, um in diesem Augenblicke nicht ihres schwer erlämpften Uebergewichtes verlustig zu gehen. „Nore“, sagte sie, „hast du dein Holz vergessen?“

Das Kind schwieg und starrte zur Erde.

„Oder steckt es vielleicht in deiner Schultasche?“

Keine Antwort.

„Dann, Nore, wenn du kein Holz gebracht hast, muß ich es dem Herrn Direktor sagen — oder dir selbst eine Taze geben.“

Bereitwillig streckte ihr das Kind sofort beide Hände hin, die junge Lehrerin biß sich auf die Lippen und schlug zu, aber so zart, daß es kaum zu hören war. Wie auf Verabredung hesteten sich sämtliche Kinder-äugen auf Toni, bereit, in das Hohnlachen ihres Anführers mit einzustimmen. Allein es regte sich keine Backluft in den berben Knabenzügen, vielmehr drückten sie einen so drohenden Ernst aus, daß sich jedes der Kinder davon betroffen fühlte. Und wie groß war die Verwunderung von Fräulein Gusti, als sie während der Singstunde Tonis Stimme hinter sich hörte, die voll und kräftig aus den Stimmen der anderen Kinder herauströnte. Sie wagte es nicht, sich nach ihm umzusehen, aus Angst, er möchte von neuem störrisch werden; aber ein Hoffnungschimmer, am Ende doch noch etwas aus der ungebärdigen Schar machen zu können, fiel in diesem Augenblicke in ihre Seele.

In kalter Pracht lag die Landschaft vor Gustis Blicken, als sie am anderen Morgen das Giebelfenster ihrer Stube aufstieß, die man ihr im Schulhause eingeräumt. Das Tal war eng, und bis zur grauen Himmelsbede gab's nichts zu sehen, als Schnee; nur in der Ferne glitzerten die Fenster einzelner Häuser im Scheine der Morgen-sonne. Das Mädchen hestete eine Zeitlang den Blick auf die leuchtenden Punkte, bis sie plötzlich das Haupt neigte und weinte.

Sie hatte eine liebe Heimat verlassen, um der Mutter, die eine kleine Beamten-Pension bezog, keine Last zu sein, da noch jüngere Geschwister zu erziehen waren.

„Es ist schwer, viel schwerer, als ich mir gedacht“, sprach sie seufzend vor sich hin, als eine kleine Gestalt, welche die schneebedeckte Landstraße daher kam, die Auf-

merksamkeit der in Gedanken versunkenen Lehrerin erregte. „Arme kleine Nore,“ seufzte sie und wollte eben das Fenster schließen, als sie Toni wie aus der Pistole quer übers Feld der kleinen Nore entgegensteilen sah. Sie hörte nicht, was die Kinder miteinander sprachen, aber sie blieb am Fenster, um sie zu beobachten.

„Hast du Pils?“ fragte der Bube.

Nore schüttelte den Kopf: „Die Mutter will nicht!“ „Kreuzelement,“ fuhr er auf und stampfte auf den Boden: „Wart' nur, ich hol' dir eins.“

Nore schaute den Gefährten erwartungsvoll an; es lag kein rechter Glaube in ihrem ausgehungerten Gesichtchen. So standen sie eine Weile, bis Toni plötzlich sagte: „Aber jetzt weiß ich's, — drüben der Bäcker Schmidt ist reich, der hat den ganzen Boden voll.“

Er lief voraus, das Mädchen hinter ihm drein. An der Holzwand des nächsten Hauses kletterte er empor aufs Dach. Es war niemand auf der Gasse, der ihn hätte in seinem Vorhaben hindern können, und bevor Fräulein Gusti an ihrem Fenster eine Ahnung hatte von dem, was er wollte, war er schon auf Händen und Füßen bis zur Bodenhöhe gelangt. Bald darauf kam er mit einem Scheit Holz wieder zum Vorschein; er winkte der kleinen Nore, die unten stand, und warf ihr das Holz zu; sie nahm es eilig auf und rannte damit spornstreichs zur Schule. Toni wollte eben wieder vom Dache hinabgleiten, als er die Lehrerin an ihrem Giebelsfenster gewahrte.

„Toni, — um Gottes willen, — halt' dich fest, — geh' zurück, — durchs Fenster zurück!“ rief sie. Es war zu spät, er kam ins Rutschen und wäre wohl verunglückt, wenn nicht der Direktor, durch der Lehrerin Rufen vors Haus gelockt, ihn rechtzeitig in seinen Armen aufgefangen hätte. Tief erregt trat Fräulein Gusti ein paar Augenblicke später ins Schulzimmer; sie kam gerade recht, um zu sehen, wie Nore mit dem Ausbruch unvergleichlicher Genugtuung ihr Scheitchen Holz zu den übrigen legte. Gleich darauf stürzte der Direktor, Toni am Kragen hinter sich her zerrend, in die Schulküche: „Den will ich lehren, auf Dächern herumspazieren! Es soll ihm überhaupt für die nächsten Tage verfallen werden, das Spazieren! Das spanische Rohr her, aber das große, — flink!“

„Herr Direktor,“ unterbrach ihn Fräulein Gusti, „ich bitte Sie um die Erlaubnis, die kleinen Missetäter selbst abstrafen zu dürfen; ich habe es jetzt gelernt, Sie dürfen mir's glauben.“

Damit entwand sie dem Manne das spanische Rohr aus den Händen, und die ruhige Sicherheit, die plötzlich über sie gekommen war, die liebenswürdige Anmut, die aus ihren Bügen leuchtete, entwaifnete zugleich den ganzen Menschen. Er schaute sie erstaunt an, fuhr sich wie in Verlegenheit durch das Haar, machte eine linksche Verbeugung und sagte nur noch, indem er die Klasse verließ: „Aber tüchtig, — tüchtig!“

Fräulein Gusti stellte das spanische Rohr in die Ecke und begann ihren Unterricht. Nach demselben rief sie die Kinder zu sich an den Tisch: „Jetzt mußt du mir sagen, Toni, warum du aufs Dach gestiegen bist!“

Der Bube machte sein störrisches Gesicht, das ungefähr ausdrückte: Meinetwegen gehe die Welt unter, — ich rede nicht! Nore aber tat nach einigen Sekunden schweren Kampfes ihrer Scheu Gewalt an und erklärte mit einer Entschiedenheit, die kein Mensch hinter dem schwächlichen Wesen gesucht hätte: „Ich weiß aber ganz gewiß, daß der Toni nicht auf dem Dache war, es war vielleicht der Seppi.“

„So,“ sagte Fräulein Gusti, „du bist ja ein kleines Bügenmaul, Nore! Der Toni ist doch auf dem Dache gewesen, er hat dir von oben ein Scheit Holz heruntergeworfen; ich hab's gesehen. Aber weißt du, Nore, ich geh' heut nachmittag zu deiner Mutter und rede mit ihr, und dann sollst du alle Tage dein Holz haben, das versprech' ich dir.“

Die kleine Nore schaute ganz dumm drein, so absonderlich erschien ihr dies Versprechen. Toni aber schielte zur Seite, schluckte ein paarmal und erklärte plötzlich ungefragt: „Ich hab's beim Bäcker Schmidt geholt, weil er reich ist.“

„Ich bitt' dich schön, Toni,“ sagte das Fräulein, „versprech' mir, ein braver Bursch' zu werden.“

Bögernd und doch wie gezwungen legte er die kleine, schmutzige Hand in die ausgestreckte der Lehrerin. Sie

schaut auf die beiden Kinder nieder, und aus diesem Anschauen erwuchs ihr mit eins die nötige Kraft, die ganze große Liebe, die dazu gehörte, freudig auszuharren und weiter zu säen.

„Geht nun heim, Kinder,“ sprach sie und vergaß der Strafe.



Ueber verschwundene Gerichte und Vederbissen bringt das „Journal des Débats“ eine hübsche Plauderei, aus welcher zu ersehen ist, daß es auch in der Rochkluft eine Mode gibt. Viele Tiere, die einst als Vederbissen verspeist wurden und eine Fierde aller Prunktaseln bildeten, sind von unseren neuzeitlichen Küchenzetteln vollständig verschwunden. In erster Linie ist da der Schwan zu nennen. Auch der Pfau ist von unseren Küchenzetteln verschwunden; man briet ihn aber auch früher weniger seines Fleisches wegen, als darum, weil er sich auf der Tafel recht hübsch ausnahm. Sehr großer Beliebtheit als Vogelwildbraten erfreute sich der Reiher; man servierte ihn mit seinem Kopf und seinem Hals, die während des Bratens durch Butterpapier geschützt wurden. Heutzutage finden nur noch die Jäger Geschmack an dem Reiher. Ebenso verhält es sich mit dem Storch, der früher nicht selten, recht knusprig gebraten, auf den vornehmen Taseln figurierte. Sehr geschätzt war die Rohrdommel, die, wie aus einem alten Lieferungsvertrag zu ersehen ist, etwa im Preise des Hasen stand und teurer war als Walbschnepfen, Nebelhühner, Anadenten, Brachschnepfen, Holztauben usw. Die Rohrdommel konnte man zu Nabelais' Zeit auf allen besseren Taseln finden, „aber“, sagt Belon, „man mußte sich daran gewöhnen, da das Fleisch nicht gerade angenehm schmeckt“. Dasselbe gilt für den Kranich; auch er wurde als Braten mehr gefürchtet als geliebt, obwohl Feinschmecker sein Fleisch als eine zarte, köstliche und leicht verdauliche Speise proklamierten. Zu der Zeit, wo der Reiher, die Rohrdommel, der Pfau und der Schwan in der „Gressereiwissenschaft“, wie Montaigne sagt, noch einen hohen Rang einnahmen, begannen auf den europäischen Taseln zwei neue Arten zu erscheinen: der Truthahn und das Perlhuhn. Eine besondere Merkwürdigkeit bildeten die Vögel, die als „Magerernahrung“ galten und deshalb von den Katholiken während der Fastenzeit gegessen werden durften; es gehörten dazu die Trauerente und mehrere Wasservögel, die mit der Gans und mit der Ente verwandt sind. Die Trauerente hielt man für eine Art Fisch: sie sollte angeblich kaltes Blut haben; das galt jahrelang als Dogma, und über Dogmen soll man nicht streiten. Auch sonst wurde allerlei Außerordentliches von der Trauerente erzählt und geglaubt: die einen ließen sie auf dem Meere aus faulem Treibholz entstehen, andere wieder aus den Früchten eines fremdländischen Baumes; für die Entstehung aus dem Treibholz entschieden sich u. a. Pariser Doktoren, die der sensationellen Metamorphose persönlich beigewohnt haben wollten. Zu den erlaubten Fastenspeisen gehörten auch Fischotter, Frosch und Seehund. Das Fleisch der Robben und Seehunde, deren Zahl damals an den europäischen Küsten sehr groß war, wurde nur von ärmeren Leuten gekauft. Frösche, die heute als Vederbissen gelten, kamen als Speise verhältnismäßig spät in Aufnahme. Zu den Nahrungsmitteln gehörte, besonders in Frankreich, auch der Walsfisch; das Fleisch wurde nicht sehr hoch bewertet, die Junge aber, die gepökelt wurde, schmeckte köstlich. Der Walsfischspeck, der mit Erbsen gekocht wurde, war als Fastenspeise freigegeben; der Walsfisch galt nämlich als Fisch; sein Fleisch wurde jedoch teurer bezahlt, als das beste Rindfleisch. Gern gegessen wurden auch Meerschwein und Delphin; das Meerschwein, das man gleich dem Walsfisch für einen Fisch hielt, wurde als Ragout oder in Wein mit duftigen Kräutern gekocht. Etwas fällt auf, wenn man die Küchenzetteln unserer Vorfahren betrachtet: die Seltenheit der Gemüsegerichte.